

# PRESS REVIEW

---

Daniel Barenboim Stiftung  
Barenboim-Said Akademie & Pierre Boulez Saal

Thursday, August 5, 2021



West-Eastern  
**Divan Orchestra**



**BARENBOIM-SAID**  
AKADEMIE



**PIERRE BOULEZ**  
SAAL

Kölner Stadt-Anzeiger, [DB](#), [DIVAN](#)

**In den Ferien große Sinfonik. Das Bundesjugendorchester überzeugte in der Kölner Philharmonie**

Münstersche Zeitung, [DB](#), [DIVAN](#)

**Der Internationale Preis des Westfälischen Friedens. Ein Denkmal der Versöhnung**

---

Berliner Morgenpost

**Das c/o Chamber Orchestra springt bei Young Euro Classic im Konzerthaus ein**

Die Zeit

**Der Dirigent Pietari Inkinen debütiert in Bayreuth – und Hermann Nitsch gießt Farbkübel aus**

Süddeutsche Zeitung

**Das Wunder von München. Pünktlich, skandalfrei, schön: Das Volkstheater ist fertig**

Der Tagesspiegel

**Tübinger Intendant fordert Impfpflicht für Theaterbesucher**

Der Tagesspiegel

**Endlich wieder ganz viel Kultur! Trotzdem zögern viele beim Ausgehen. Ein Blick auf das Publikum in diesem Sommer**

## In den Ferien große Sinfonik

Das Bundesjugendorchester überzeugte in der Kölner Philharmonie

VON MARKUS SCHWERING

Zur Sommerferienmitte ein Sinfoniekonzert in der Kölner Philharmonie - hat es so etwas schon mal gegeben? Eher nicht, aber in Corona-Zeiten wird halt vieles möglich. So hat der Verzicht auf das traditionelle Sommerfestival von BB Promotion das Haus freigeräumt für Alternativen. Und wenn dieser Freiraum mit der Tournee-Planung von Orchestern harmoniert, dann gibt es - in diesem Jahr - große klassische Konzerte eben auch zur Urlaubs-Hochzeit. Am Dienstag trat an Ort und Stelle das Bundesjugendorchester (BJO) auf, am Mittwochabend war es das **West-Eastern Divan Orchestra**.

Kommt aber überhaupt Publikum? Eindeutig ja, das Konzert des BJO, in dessen Vorfeld sich lange Schlangen vor dem Philharmonie-Eingang formierten, war nahezu ausverkauft, der Abend mit dem West-Eastern unter **Daniel Barenboim** ist es komplett. Sicher ist der lange nicht gestillte Musikhunger der Daheimgebliebenen ein Grund dafür; ein anderer, dass - wie nüchtern festzustellen ist - die nach wie vor begrenzte Kapazität von knapp 1000 Zuschauern dann doch schnell ausgeschöpft ist.

Auf dem Podium selbst scheint sich mittlerweile so etwas wie orchestrale Normalität zu verbreiten - jedenfalls beim BJO: Nur die Bläser saßen noch auf Abstand, nicht mehr die Streicher. Freilich könnten die auch mangelnde Homogenität jetzt nicht

mehr mit der Platzierung entschuldigen, ebenfalls dürfen Publikum und Kritiker wieder ihre gewohnten Qualitätsmaßstäbe anlegen.

Die Spitzenformation des deutschen Musikernachwuchses hat sich ausweislich der Dienstag-Performance unter Elias Grandys passioniert-temperamentvollem Dirigat davor aber nicht zu fürchten, wie gleich Beethovens einleitende dritte Leonoren-Ouvertüre zeigte. Nachdrücklich prägte die Einleitung jene ereignisshafte, ganz auf Kommendes hin ausgerichtete Spannung aus, die ihr das unvergleichliche Fluidum gibt. Das Allegro dann mit dem kontrapostisch anspringenden Hauptthema - ein Muster an rhythmisch geschärfter Vitalität und dramatischer Durchschlagskraft. Angesichts des riesigen Apparats - mit 14 ersten Violinen und proportional entsprechender Besetzung in den anderen Gruppen - war das keineswegs selbstverständlich, von der Schwerfälligkeit eines Tankers war da jedenfalls nichts zu bemerken.

Schweigen mussten Streicher und Holzbläser im zweiten Stück, Einojuhani Rautavaaras "Requiem in Our Time" von 1953 für Blech und Schlagzeug, in dem die Hörner, Trompeten und Posaunen des Orchesters eine glanzvolle Vorstellung gaben - und sich mit demonstrativer Inbrunst in die "falschen" Fanfaren des finnischen Komponisten versenkten.

Zum Schluss dann mit Dvoráks neunter Sinfonie ein Evergreen, der gleichermaßen in der Klanggebung, im konzisen Wechsel der Farben, in der internen Dramaturgie überzeugte. Famos auch hier wie bereits bei Beethoven (Flöte!) die solistischen Leistungen: Ihr Englischhorn-Solo im zweiten Satz kann sich die Spielerin mit Glanz und Gloria ans Revers heften. Freilich zeigte die Interpretation zugleich, dass - wie auch? - Meister nicht vom Himmel fallen. Grandys Konzept zielte stark auf die Herausstellung des Episodischen in dieser Sinfonie, stellte sie somit stark in die Schubert-Nachfolge. Bei diesem einsichtigen Ansatz folgte ihm das Orchester indes nicht durchweg: Da gab es leichte Zerfaserungen in Formverläufen sowie einige flauere Übergänge und Nahtstellen, von etlichen groben Intonationen einmal abgesehen. Man muss das aber nicht an die große Glocke hängen, die Musiker sind schließlich allesamt Azubis, wenn auch solche auf höchstem Niveau.

Dieses Niveau bestätigte sich dann in der von Standing Ovationen ertrotzten Zugabe, Sibelius' "Valse triste": Hier wurde eine Kultur des Leisen realisiert, die als rundum berückend und beglückend zu erleben war.

Auf dem Podium verbreitete sich orchestrale Normalität Glanz und Gloria beim Solo des Englischhorns

(Abbildung)

Die aktuelle Spitze des Orchesternachwuchses in Deutschland: Mitglieder des 1969 gegründeten Bundesjugendorchesters Foto: Selina Pfrüner

**Alle weiteren Quellen:** [Kölner Stadt-Anzeiger Bergheim, Erftkreis](#) • [Kölner Stadt-Anzeiger Euskirchen, Schleiden](#) • [Kölner Stadt-Anzeiger Kreis Euskirchen](#) • [Kölner Stadt-Anzeiger Köln-Land, Erftkreis](#) • [Kölner Stadt-Anzeiger Rhein-Erft-Kreis, Bornheim](#) • [Kölner Stadt-Anzeiger Rhein-Wupper](#) • [Kölner Stadt-Anzeiger Rheinisch-Bergischer Kreis](#) • [Leverkusener Anzeiger](#) • [Oberbergischer Anzeiger](#) • [Rhein-Sieg-Anzeiger](#)  
zum Anfang dieses Artikels zum Inhaltsverzeichnis

Quelle:	Münstersche Zeitung, Westfalen-Anzeiger 05.08.2021 (Tageszeitung / täglich ausser Sonntag, Münster)		
Auch in:	<a href="#">3 weiteren Quellen »</a>		
Auflage:	8.900	Reichweite: Autor:	18.512 Wolfgang Kleideiter
		Ressort:	/WN/Münster/MZ Münster

## Der Internationale Preis des Westfälischen Friedens

# Ein Denkmal der Versöhnung

-Von Wolfgang Kleideiter- **Münster** - Als Stadt des Friedens wird Münster häufig bezeichnet. Vor allem, weil hier wie im nahen Osnabrück einst die Gesandten der Mächtigen Europas fünf Jahre in einem diplomatischen Marathon an einem hochkomplexen Friedensvertrag feilten. Im Oktober 1648 beendete der Westfälische Friede einen 30-jährigen Religions- und Territorialkrieg. 2023 wird man stolz an die 375. Wiederkehr dieses Friedensschlusses erinnern.

Dass Münster zwischen den großen Jubiläumsjahren immer wieder weit über die Grenzen Europas hinaus als Friedensstadt wahrgenommen wird, verdankt die Stadt nicht zuletzt der Wirtschaftlichen Gesellschaft für Westfalen und Lippe e.V. (WWL). Im Jubiläumsjahr 1998 verlieh die Organisation zum ersten Mal den "Westfälischen Friedenspreis", wie er bis 2016 hieß. Die Auszeichnung ist der mit 100? 000 Euro am höchsten dotierte deutsche Friedenspreis. Von Beginn an wurde er in zwei gleichrangigen Kategorien vergeben: an Persönlichkeiten oder Repräsentanten von Staaten und Gruppen sowie an Jugendgruppen, die sich um Europa und den Frieden verdient gemacht haben.

Die nur wegen der Corona-Pandemie im vergangenen Jahr ausgesetzte, sonst im zweijährigen Rhythmus stattfindende Friedenspreis-Verleihung begeistert nicht nur die prominenten Preisträger, die hochrangigen -Jurymitglieder unter dem Ehrenvorsitz von Bundespräsident Steinmeier, die Kuratoren und Gäste im Festsaal des Rathauses.

### Tausende auf dem Prinzipalmarkt

Es sind jedes Mal Tausende, die sich auf dem Prinzipalmarkt versammeln und die Ausgezeichneten bejubeln. Unvergessen das Bild, als 2008 der ehemalige Generalsekretär der Vereinten Nationen, Kofi Annan, spontan mit Georgios III., Patriarch der melkitischen griechisch-katholischen Kirche im Nahen Osten, sowie den Spitzen von WWL und Stadt über den Prinzipalmarkt Richtung Stadttheater schlenderte. Dort erwartete sie eine von der ebenfalls gerade ausgezeichneten Gemeinschaft junger Malteser vorbereitete Inszenierung von Shakespeares "Sommernachtstraum". Für die Sicherheitskräfte war der Innenstadtbummel eine Nervenprobe, für viele Münsteraner ein Erlebnis.

Der Gruß vom Sentenzbogen des Stadtweinhauses ist inzwischen obligatorisch. 1998 fand die erste Verleihung des Friedenspreises noch im Großen Haus des Theaters statt – an den damaligen Präsidenten der Tschechischen Republik Václav Havel, der sich nach mehreren Operationen von seiner Frau Dagmar Hávlova vertreten lassen musste, sowie an die baskische Jugendgruppe "Gesto por la paz" aus dem nordspanischen Bilbao.

### Helmut Kohl und Helmut Schmidt: beide preiswürdig

Weitere Preisträger der Auszeichnung, die ein hohes Renommee genießt, waren in den folgenden Jahren die Chefanklägerin des UN-Kriegsverbrechertribunals für das ehemalige Jugoslawien in Den Haag, Carla Del

Ponte, die ehemaligen Bundeskanzler Helmut Kohl und Helmut Schmidt, die Dirigenten Kurt Masur und **Daniel Barenboim**, der ehemalige französische Staatspräsident Valéry Giscard d'Estaing, die Besatzungen der "International Space Station" (ISS), der jordanische König Abdullah II. ibn Al Hussein und die baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen.

Die Jugendpreise gingen an das polnische Ekola-Gymnasium zusammen mit dem deutschen Conrad-von-Soest-Gymnasium, an das Projekt "Schüler Helfen Leben", an die Sternsinger, an die Jugendlichen in den von Bodelschwingschen Anstalten Bethel, an die Gemeinschaft junger Malteser, an die jungen Musiker des **West-Eastern Divan Orchester**, an die Organisation "Children for a Better World", an die Jugendarbeit Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge und die Ringe Deutscher Pfadfinderinnen und Pfadfinder.

In diesem Jahr zeichnet die WWL am 28. August den früheren griechischen Ministerpräsidenten Alexis Tsipras und den amtierenden nordmazedonischen Ministerpräsidenten Zoran Zaev aus. Der Jugendpreis geht an Felix Finkbeiner und die "Botschafter für Klimagerechtigkeit" von Plant-for-the-Planet.

Wegen Corona muss man in den Lichthof des LWL-Museums für Kunst und Kultur am Domplatz ausweichen.

(Abbildung)

Tausende Münsteraner bejubelten 2012 den Friedenspreisträger Helmut Schmidt. Rechts Oberbürgermeister Markus Lewe Jürgen Peperhowe

**Alle weiteren Quellen:** [Westfälische Nachrichten Münster-Hiltrup](#) • [Westfälische Nachrichten Münster-Stadt](#) • [Westfälische Nachrichten Münster-West](#)

zum Anfang dieses Artikels

zum Inhaltsverzeichnis

# Lücken der Pandemie schließen

Das c/o Chamber Orchestra springt bei Young Euro Classic im Konzerthaus ein



Das c/o Chamber Orchestra im Berliner Konzerthaus. **Kai Bienert**

Von Matthias Nöther

Das c/o Chamber Orchestra springt, wie schon Ensembles zuvor, beim Jugendorchester-Festival Young Euro Classic im Konzerthaus in eine Lücke – eine Lücke, die eben jene Jugendorchester lassen, die aufgrund der Pandemie nicht anreisen durften. An diesem Abend trifft es die nationale spanische Formation, die ersetzt werden muss. Dass eben jene sprachliche und kulturelle Vielfalt, die Young Euro Classic mittlerweile seit Jahrzehnten ausmacht, nicht stattfinden kann, lässt das Festival in diesem Jahr um Profil ringen.

Tatsächlich wären durchgängig charismatische Events der hier ansässigen Ersatz-Ensembles nötig, um die Lücke des Internationalen und Polyglotten zu füllen. Denn natürlich geht es dem Festival und dem Publikum ungeachtet der über Jahre so programmatisch klug eingefädelten Programme nicht nur um die Musik, sondern um das stilvolle Sich-Wegwünschen vom betonierten Gendarmenmarkt, in laue südliche oder raue nördliche Gefilde – eben ganz woanders hin. Also: Gibt es an diesem Abend ein hypercharismatisches musikalisches Event als Ersatz? Nein – für ein sorgfältig, so publikumsnah wie anspruchsvoll durchgestyltes Programm, das heutzutage immer wichtiger wird, war keine Zeit. Die Anfrage war wohl zu kurzfristig, zu notrufartig. Nach einem Jahr Lockdown-Schweigen würde dennoch kein künstlerisch versiertes Musikensemble der Welt auf so einen Auftrag verzichten.

Darin liegt ein Dilemma, welches das c/o Chamber Orchestra eigentlich noch ziemlich gut bewältigt. Es spielt die Sinfonietta des erst 18-jährigen Benjamin Britten sowie die D-Dur-Serenade von Johannes Brahms achtbar, handwerklich solide, aber im Endergebnis nicht gerade zum Hinhören. Brittens Stück ist das eines hochbegabten Newcomers, der zeigen wollte, dass er in Großbritannien auf der kompositorischen Höhe seiner dortigen Vorbilder war. Der Satz ist nicht unkomplex, die Themen taugen nicht gerade dazu, ikonisch zu werden. Ein Dirigent oder eine Dirigentin, worauf das c/o-Ensemble verzichtet, hätte hier Aspekte vielleicht eher herausmeißeln können, hätte auch die durchweg leichte klangliche Inhomogenität zwischen den süßigen fünf Bläsern und dem Streichquintett ausgleichen können.

Das Ensemble selbst zeichnet sich vor allem durch gutes und aufmerksames Zusammenspiel aus. Brahms' Serenade, ein kompositorischer Testlauf für seine späteren, großen Sinfonien, ist neu arrangiert worden. Tatsächlich hört man an diesem Abend, was seinerzeit Brahms-Freunde wie Clara Schumann und Joseph Joachim bemängelten: wenig Klangfülle, wenig klangliche Gegensätze. Brahms kam mit dieser Kritik weiter. Das c/o Chamber Orchestra hat ebenfalls das Potenzial dazu.

# Frösteln im fränkischen Sommer

Der Dirigent Pietari Inkinen debütiert in Bayreuth – und Hermann Nitsch gießt Farbkübel aus VON CHRISTINE LEMKE-MATWEY

Wer als Dirigentin oder Dirigent bei den Bayreuther Festspielen debütiert, hat mit tausenderlei Dingen zu kämpfen. Mit dem Mythos des Ortes und den mäßigen Sichtachsen, mit der unorthodoxen Aufstellung der in die Tiefe des Grabenbauches sich staffelnden Musiker und den geisterbahnverdächtigen Schattenwürfen der Tradition. Da der Dirigent unten am Pult etwas anderes hört als das Publikum, muss er Klang und Tempi geschickt vorwegnehmen. Denn der »mystische Abgrund« funktioniert nicht nur wie ein umgekehrter Lautsprecher (aus laut wird leise, aus prägnant wischiwaschi), sondern ist zudem eine Schnecke: Was sich im Graben halbwegs flüssig anfühlt, kommt im Zuschauerohr oft nicht vom Fleck. Wer also nicht willens oder in der Lage ist, gegen die eigene Intuition anzudirigieren, macht viel falsch.

In diese Falle tappte nun der zweite Debütant der Bayreuther Saison, der finnische Dirigent Pietari Inkinen. Bedeutsam ist das insofern, als er nächstes Jahr den coronabedingt verschobenen neuen Ring des Nibelungen leiten wird (in einer Inszenierung von Valentin Schwarz). Die Vorproben laufen bereits, und zur Entschädigung für die Verschiebung wie zum allseitigen Anwärmen gab es neben einem Freiluft-Rheingold am Festspielteich, einer 3-D-Brillen-Spielerei namens Sei Siegfried und einer feuerroten Götterdämmerungs-Skulptur im Park (Chiharu Shiota) auch eine von Inkinen dirigierte, halbkonzertante Walküre. Schöne Idee, dem Ring so den Boden zu bereiten. Schön und möglicherweise hilfreich.

Dabei machte der 41-jährige Finne (der sich als Ring-Dirigent bereits in Melbourne ausprobieren konnte) zunächst den Eindruck, als fehlte es ihm lediglich an Traute. Das Orchester agierte maximal zurückgenommen, vor allem zu Beginn, was einen mitten im fränkischen Sommer frösteln ließ und den von Inzest, Intrigen und Verrat strotzenden Plot auf das Erregungspotenzial eines Polizeiberichts schrumpfte. Für ein Musikdrama, dessen Heldin auf dem Feuerbett endet, wäre das vielleicht sogar ein originelles Konzept – wenn die Musik insgesamt nicht so auf der Stelle treten würde. Phasenweise ging rein gar nichts voran, und auch die »Mal-Aktion«, die der Happening-Altrockler Hermann Nit-

sch im Hintergrund auf diversen Leinwänden anrichtete (Farben gießend, schüttend, feigend, wischend), wirkte nicht eben beschleunigend.

Siegmonds berüchtigte »Wälse!«-Rufe – verhallten nahezu ungehört. Die Todesverkündigung im zweiten Akt – stochernd, ersterbend. Der grandiose Vater-Tochter-Abschied von Wotan und Brünnhilde – er strich so nobel wie teilnahmslos vorüber. Die Sänger, schwarze Kutten tragend und weit vorn postiert, nutzten das dirigentische Zögern hauptsächlich, um ihre Stimmen spazieren zu führen. Dabei hat man Lise Davidsens herrlich aufblühende Sieglinde schon differenzierter gehört und Klaus Florian Vogts Siegmund schon inspirierter. Iréne Theorin als Brünnhilde überzeugte im Lyrischen mehr als in den »Hojotohos«, und Tomasz Konieczny kompensierte seine Nervosität als Wotan-Einspringer (für den überforderten Günther Groissböck) mit kräftigem stimmlichem Chargieren. Wäre neben etlichen fein kammermusikalisch ausgeleuchteten Stellen ausgerechnet der Walkürenritt an diesem Abend nicht so gut gelungen, mit blitzblankem Hufeschlagen und kaltherzig zügelnden Geigen – man hätte die Hoffnung auf 2022 fast aufgegeben. Der neue Ring wird, ob er will oder nicht, auch darüber Auskunft geben, wie zukunfts-tauglich die alte Bayreuther Versuchsanordnung ist. Wobei, das war eigentlich schon immer so.



## Das Wunder von München

### Pünktlich, skandalfrei, schön: Das Volkstheater ist fertig

Egal, auf welcher Straße man sich auf das neue Volkstheater zubewegt, irgendwann kommt der Moment, an dem man von dem staunenswerten Gebäude wie magisch angezogen wird und jetzt, wo der Bauzaun weg ist, durch den großen Torbogen hindurch auf den Innenhof zusteuert, direkt auf den gläsernen Haupteingang zu. Dahinter, im Foyer, stehen gerade drei Männer und können ganz offensichtlich gut miteinander. Spricht der eine, hören die anderen zwei aufmerksam zu. Und als sich die Truppe in Bewegung setzt, erklärt der Hausherr dem Architekten: „Sie führen!“ und hält allen höflich die schwere Brandschutztür auf, auch dem Vertreter des Baureferats.

Wenn ein Haus fertig wird, dann geht eine Reise zu Ende. Je größer das Haus, desto länger dauerte nicht nur die Reise, sondern desto komplizierter war sie auch, mitunter sogar hässlich. Vieles lässt sich planen, anderes nicht. Doch langsam fragen sich einige, ob Großbauten in diesem Land überhaupt jemals planmäßig fertig werden können. Ob nicht zwangsläufig die Fristen gerissen und die Baukosten explodieren müssen. Schließlich scheint so gut wie kein öffentlicher Bau die vorgegebene Ziellinie, was Zeit und Kosten betrifft, zu erreichen. Gerade im Kulturbereich. Gut, es gibt Ausnahmen, das Museum Folkwang in Essen etwa, die Berlinische Galerie oder die Kunsthalle Mannheim. Aber die Regel ist das nicht. Während die Baukosten steigen, wird die Eröffnung immer weiter nach hinten geschoben. Egal ob beim Humboldt-Forum in Berlin, beim Schauspiel Köln oder dem Deutschen Museum in München. Außer beim Münchner Volkstheater. Dort wird das neue Gebäude wie geplant am 15. Oktober eröffnet. Und wie geplant hat der Neubau, der die Größe eines Fußballfeldes hat, 131 Millionen Euro gekostet. Die Geschichte eines Wunders also.

Ein Wunder, bei dem man fast vergisst, dass dabei auch eine Architektur entstanden ist, die glücklich macht. Glücklich im Foyer, weil hier die leicht gekurvten Wände des Ziegelbaus in satten Farben den Besucher empfangen, in Kanarienvogelgelb, Taubenblau und Türkisgrün, und ihn dadurch wie mit Energie aufladen. Glücklich, weil dieses Theater hier nun in seiner Gänze funktionieren darf, statt täglich in Einzelteile zerlegt werden zu müssen, weil kein Platz im alten Haus war. Glücklich aber auch, weil in der von Luxus geplagten Isarmetropole ein neues Quartier mal eben nicht mit einem hochpreisigen Wohnbau eröffnet wird, wie im benachbarten Dreimühlenviertel auf dem ehemaligen Rodenstock-Gelände oder am Nockherberg, wo auf dem früheren Brauereigelände Wohnungen und Stadthäuser gerade für einen Quadratmeterpreis von bis zu 27 000 Euro gehandelt werden. Sondern weil hier ein Theater den Impuls setzen darf, und zwar in einer der spannendsten Ecken Münchens, zwischen aktivem Schlachthof und Bahnwärter Thiel, einem Ort, den Nicht-Münchner dieser Stadt gar nicht zutrauen, weil er unaufgeräumt ist, improvisiert und alternativ.

Am alten Standort in der Brienner Straße musste man das Volkstheater dagegen stets suchen. Der Hinterhof der viel befahrenen Straße hatte zwar auch seinen Charme – und seine Geschichte, zumindest wenn man den vereinzelt Japanern glaubte, die die ehemalige Turnhalle des Bayerischen Fußballverbandes zielsicher ansteuerten, weil dort offenbar die Vergabe der Olympischen Spiele nach Tokio 1964 verkündet worden war – aber eine Strahlkraft hat das Theater an diesem Ort nie erzeugen können. Das dürfte im Viehhof anders sein. Übertagt doch dort das Haus mit seinem knallroten Bühnenturm und den elegant weiß schimmernden Dachaufbauten weithin sichtbar seine Nachbarschaft.

Und schließlich macht einen diese Architektur ganz besonders glücklich: Christian Stückl. Obwohl sich der Intendant bei der Tour mit einer Handvoll Architekturkritikern zurückhält, ist seine Begeisterung nicht zu übersehen. Selbst wenn er den Worten des Architekten Arno Lederer still zuhört, strahlen seine Augen, ach was, sein ganzer hünenhafter Körper vor Freude. Immer wieder springt er

auf und erklärt wie ein kleiner Junge am Weihnachtsabend: die automatische Bestuhlung! Die gewaltigen Möglichkeiten der Kreuzbühne! Die enorme Deckenhöhe der Montagehalle! Sein Haus!

Aber bevor man sich mitreißen lässt von dieser Wunderwelt, wo es eine Färberei gibt, wo Maskenbildnerinnen arbeiten, Schneiderinnen, Schreiner, Polsterer und Schlosser und das verschachtelte Innenleben eher einer mittelalterlichen Stadt gleicht als einem mittelständischen Betrieb mit 150 Mitarbeitern, einmal die Frage gestellt: Wie hat das bitteschön geklappt? Wie konnte das angesichts dieses Theaterzaubers fast schon schnöde Wunder der Kosten und des Zeitplans gelingen?

„Es gab eine sehr funktionale Leistungsbeschreibung“, sagt Helmut Krist vom Münchner Baureferat angemessen nüchtern. Auf 1000 Seiten stand da drin, was für ein Theater die Stadt als Bauherrin haben wollte. Eineinhalb Jahre war Krist im Vorfeld allein damit beschäftigt, mit Stückl und dessen technischem Leiter die Leistungsbeschreibung zu erarbeiten. Die 1000 Seiten waren aber „nicht alles“, so Krist. Dazu kamen 18 000 Zellen in Exceltabellen – jeder der 300 Räume im Theater ist mit etwa 60 Anforderungen belegt. Außerdem noch 90 Anlagen, Gutachten, die sich mit dem Boden beschäftigten oder mit Gerüchen, man ist ja im Schlachthofviertel. Kurz: Ein Mammutwerk, das durchdrungen war von der Frage: „Was ist zu viel?“

Statt zwei Personenversenkungsanlagen – braucht man, um Personen auf der Bühne schnell verschwinden zu lassen – gab es nur eine. „Spart einen neuen VW-Golf.“ Und sonst? Wo wurde der Rotstift angesetzt? Was tat weh? Stückl muss überlegen. Zieht an der nächsten Lucky Strike wie an einer Wasserpfeife, hustet und überlegt weiter. Eine Dachbar wollten sie, eine zweite Drehscheibe für die Bühne, einen Malsaal – „aber das sind keine wirklichen Verluste“, so Stückl. „Ich denke schon gar nicht mehr dran.“

Oberammergauer Pragmatismus. Einerseits. Andererseits hat man das Gefühl, dass da jemand be-seelt war von dem festen Wunsch, ein Theater zu bekommen. Endlich raus aus dem Provisorium in der Briener Straße, wo jeden Abend das Bühnenbild zerlegt und in Lastwagen raus aus der Stadt transportiert werden musste, weil kein Platz war, es im Haus zu verstauen. Wo die Requisiten und Werkzeuge in zwölf umliegenden Garagen verteilt waren und die Probebühnen auf zwei Stadtviertel. Und wo der Chef deswegen viele seiner Mitarbeiter gar nicht täglich sah. Wie ein „Bienenhaus“ sollte der Neubau daher werden, „wo wir uns so oft wie möglich begegnen“.

Krist kennt Projekte, wo die andere Seite nur fordere und fordere. Beim Münchner Volkstheater war das nicht der Fall. Die Zusammenarbeit sei „hervorragend“ gewesen. Und das ist wichtig. „Falls es dem Bauherren nicht gelingt, den Nutzer zu disziplinieren, wird jedes Projekt aus dem Ruder laufen“, sagt Wolfgang Müller, der Geschäftsführer des Bauunternehmens Georg Reisch. Müller muss es wissen. Seine Firma bietet Bauprojekte schlüsselfertig an. Generalübernehmerverfahren nennt man diese Art, Gebäude zu bauen. Das heißt: Von Reisch bekam die Stadt das Theater im Gesamtpaket, mit einer bestimmten Architektur, zum Festpreis und zu einem vereinbarten Termin.

Klingt nach der rettenden Lösung für alle, birgt aber auch Gefahren. Durchdekliniert, was alles Mögliche und Unmögliche schiefgehen kann, hat zum Beispiel die Elbphilharmonie, wo Hochtief der Generalübernehmer war. Grundsätzlich kann man aber sagen: Alle nachträglichen Änderungen stören den Bauablauf. Wie ein Zug, der fährt und dann außerplanmäßig halten muss. Was dann passieren kann, zeigte auf fast schon kafkaeske Weise der Berliner Flughafen, wo es 500 Planungsänderungen gegeben haben soll. Aber auch der Stuttgarter Hauptbahnhof macht als Dauerbaustelle klar, was es bedeutet, wenn man nicht im Vorfeld genau definiert, was man will.

Natürlich gehöre auch Glück dazu, so Müller. Beim Volkstheater gab es keine bösen Überraschungen im Untergrund, wie bei Stuttgart 21 oder auf der Berliner Museumsinsel, was die Kosten sofort in die Höhe schnellen lässt. Außerdem waren „alle beteiligten Personen von Anfang bis Ende die gleichen“.

Und sie waren entscheidungsbefugt. Dadurch sei kein Wissen, keine Absprachen verloren gegangen, Entscheidungen konnten schnell gefällt werden. Und trotzdem: „Der Nutzer wusste vorher ganz klar, was er wollte.“

Aber wie viel Spielraum lassen 1000 Seiten und 18 000 Zellen in einer Exceltabelle für den Architekten? „Das ist wie James Joyce lesen, Wort für Wort“, sagt Arno Lederer, der Architekt. „Aber wenn man einmal damit durch ist, ist man mit dem Entwurf weiter.“ Kein Problem mit zu vielen Vorgaben also? „Die funktionale Leistungsbeschreibung ist eine quantitative Sache. Da stand nicht einmal drin, dass die Stadt ein schönes Haus will.“ Dafür war er mit seinem Büro Lederer Ragnarsdóttir Oei zuständig. Lederer vergleicht es mit einem Ernährungswissenschaftler, der ein dickes Buch darüber schreibt, was alles gesund ist – und einem Koch, der daraus etwas Gutes kocht. Auch das fixe, nicht gerade üppige Budget störte Lederer nicht: „Die Kosten sind Teil des Entwurfs. Wenn ich mein Ziel nicht erreichen kann, kann ich das Projekt nicht machen.“ Bei der Sanierung des Staatstheaters Darmstadt habe er gelernt, was es heißt, „up to budget“ zu entwerfen. „Das muss nicht mindere Qualität bedeuten.“ Es muss aber eben auch nicht immer „Unter den Linden sein oder Herzog und de Meuron“.

Mehr Probleme hatte Lederer mit dem Verfahren. Eigentlich sei ein Generalübernehmerverfahren ein „rotes Tuch“ für ihn. Viele Architekten empfinden das so. Den Großen der Branche geht es um Gewinnmaximierung. Nicht selten wird die andere Seite zu diesem Zweck schon mal vor Gericht gezerrt. Aber mit dem mittelständischen Bauunternehmen Georg Reisch hatte Lederer schon gebaut. „Wir kennen das Team, und sie wissen, wie komisch wir sind.“ Komisch, weil man nicht von der Stange entwirft, weil man einen Bogen mauert oder Blumentöpfe zu Lampen umfunktioniert.

„Lass Lederer bauen!“, hat auch Stückl gedacht, als er die Blumentöpfe für die Lampen im Zuschauerraum der großen Bühne sah. Gefallen haben sie ihm zunächst nicht, genauso wenig wie die starke Farbigkeit im Foyer, aber als ausgebildeter Bildhauer habe Stückl gelernt, „Freiraum zu geben und laufen zu lassen“.

Es ist dieses höfliche Miteinander, dem anderen auch mal den Vortritt lassen, weil man an das gemeinsame Ziel glaubt, was vermutlich mehr noch geholfen hat beim Münchner Wunder als jede Zelle in der Exceltabelle und jede Seite in der Leistungsbeschreibung.

Letzte Frage, Herr Stückl: Wie kommt das neue, deutlich größere Haus nun mit den Budgetkürzungen klar, die die Stadt gerade aufgrund der eingebrochenen Steuereinnahmen beschlossen hat? „Das ist schwierig für alle städtischen Theater“, hustet Stückl mehr als dass er spricht. Die zweite Lucky-Strike-Packung ist fast leer. „Aber wir sind an Lösungen dran.“ Die geplante Theaterpädagogik muss der Intendant nun erst mal weglassen – hatte er die vergangenen 20 Jahre auch nicht – den Kindergarten für seine Mitarbeiter aber will er unbedingt, jetzt eben privat initiiert. „Wir werden das hinkriegen.“ Sowieso: Wer ein solches Wunder schafft, dem dürfte auch das gelingen. Laura Weißmüller

Alle Folgen auf [sz.de/Prachtbauten](https://sz.de/Prachtbauten)

Donnerstag, 05.08.2021, Tagesspiegel / Kultur

## NACHRICHT

### **Tübinger Intendant fordert Impfpflicht für Theaterbesucher**

Mit einer Impfpflicht könnten die Theater und Veranstalter nach Ansicht des Tübinger Intendanten Thorsten Weckherlin auf die sinkende Zahl von Impfungen reagieren. „Eine Impfpflicht für Theaterbesuche ist ein Anreiz, sich impfen zu lassen“, sagte der Theaterregisseur und Chef des dortigen Landestheaters. „Würden bundesweit alle Bühnen und Veranstalter eine Impfpflicht für Theater und Festival-Besuche einführen, wäre das ein klares Zeichen.“ Damit würden sich die Bühnen hinter die Wissenschaft stellen und einen wichtigen Schritt in Richtung Normalität gehen. „Auf der Bühne, im Probenraum und im Parkett muss es die Impfpflicht geben!“, forderte Weckherlin. In den USA hatten Google und Facebook angekündigt, ihre Mitarbeiter müssten sich vor einer Rückkehr in die Büros impfen lassen. dpa

Donnerstag, 05.08.2021, Tagesspiegel / Kultur

## Das Höhlengefühl

Endlich wieder ganz viel Kultur! Trotzdem zögern viele beim Ausgehen. Die Angst, etwas zu verpassen, und die Angst vor dem Virus halten sich die Waage. Ein Blick auf das Publikum in diesem Sommer

Von Christiane Peitz



© dpa/Annegret Hilse

Im Schachbrett. Schön, euch zu sehen, aber zu eng soll es bitte nicht werden. Wirkt sich der Abstand im Saal auch auf das Theater- oder Konzerterlebnis aus?

Beinfreiheit in Bayreuth! Die Kollegin schwärmt vom Platzgewinn in den sonst so beengten Reihen im Festspielhaus. Kein Armlehnengerangel, kein Sauerstoffmangel, und die Akustik bleibt auch im ausgedünntem Saal phänomenal. Wenn nicht der Einnahmeverlust wäre und die hohe Ticketnachfrage, könnte es gerne immer so sein bei den Wagner-Festspielen.

Ist das auch Ihr erstes Mal?, fragt die Theaterbesucherin in Berlin und strahlt. Nach 16 Monaten wieder eine voll besetzte Schaubühne, toll. Seit das Theater beschlossen hat, die Abstandslücken in der Schachbrett-Belegung zu füllen, spielen sich allabendlich am Lehniner Platz die gleichen Szenen ab. Würden Sie vielleicht eins rüberrücken? Munter tauscht man die Plätze, damit Paare und Freunde nebeneinander sitzen können. Und im Glaskasten, in dem Simon Stone seine „Yerma“-Version ansiedelt, spiegelt sich das Publikum: Die Zuschauer sind das Ereignis.

Noch halten sich FOMO und FOGO die Waage, die Fear of Missing Out und die Fear of Going Out, die Angst vorm Verpassen und die vor Gedränge. Mit steigenden Corona-Zahlen wird das im Herbst wohl so bleiben. Das neue Humboldt Forum ist gut besucht, dennoch geht es entspannt zu. Trotz ausgebuchter Zeitfenster bei vorerst freiem Eintritt gibt es Tickets an der Tageskasse; nicht mal in der begehrten „Berlin Global“-Schau wird es eng. In der „Diversity United“-Ausstellung im Hangar 2 des Flughafens Tempelhof garantieren schon die Weitläufigkeit und die Raumhöhe einen entspannten Rundgang. Bei der aktuell meistbegehrten Kunstretrospektive in Berlin, der bunten Schau von Yayoi Kusama im Gropius-Bau, verhält es sich ähnlich.

Nicht alle sind glücklich mit der Wiederkehr der Live-Kultur. Als Helge Schneider sein Augsburger „Strandkorb Open Air“-Konzert abbrach und Nena am gleichen Juliwochenende ihre Berliner Fans aufforderte, die Hygieneregeln zu missachten, wurde klar, dass mancher Künstler nicht mit dem Abstand zurechtkommt. Keine Stimmung, kein Bock, so der Tenor. Kunst braucht, manchmal, die Menge. Bei der ersten Probe des BR-Symphonieorchesters in voller Besetzung nach anderthalb Jahren filmten die Musiker einander vor lauter Freude mit ihren Handys. Und wie geht es dem Publikum?

Wenn die Berliner Philharmoniker wieder in Kompletformation spielen, mit voller Kraft voraus, ist schon das Fortissimo ein Glückserlebnis. Genug mit der Kammermusik! Gleichzeitig weiß es die Besucherin zu schätzen, dass sie „nur“ mit tausend anderen den Scharounsaal bevölkert, hier vorerst noch jeder zweite Platz frei bleibt. Das inzwischen routinierte Prozedere mit Test- und Ausweiskontrollen samt personalisiertem Onlineticketing und durchorganisiertem Abgang nach dem Ende einer Veranstaltung wird von den meisten folgsam absolviert.

Der Digitalisierungsschub war überfällig im deutschen Kulturbetrieb, die Krise hat ihn beschleunigt. Aber das Bild bleibt disparat. Während die Salzburger Festspiele den größten Vorverkauf ihrer Geschichte meldeten, als sie die letzten noch zurückgehaltenen Tickets freischalteten, laborieren die Clubs als die am härtesten betroffenen, noch immer geschlossenen Kulturorte mithilfe von Studien und Pilotprojekten nach wie vor am Indoor-Neustart. Daran, wie überhaupt wieder gefahrlos getanzt werden kann, hemmungslos, schweißtreibend, obsessiv.

Eigentlich ist Kunst ja das Gegenteil von Abstand. Fans in abgeteilten Parzellen, keine Nähe auf und vor der Bühne? Helge Schneiders Unmut mag egoistisch sein, aber er trifft einen wahren Kern. Wenn in der Schaubühne das Licht ausgeht, wenn Finsternis herrscht, der Atem des Hintermanns einem in den Nacken weht und der eigene Stuhl zu wackeln beginnt, weil jemand in der gleichen Reihe nicht still sitzen kann, dann verwandelt sich auch das Zuschauen selbst.

Es ist ein anderer Aggregatzustand, wenn das Publikum als Ganzes zum Höhlentier wird, ein in der Dunkelheit lauerndes Wesen, dessen Sinne sich entgrenzen. Archaische Gesänge dröhnen aus den Boxen, die Ohren schrillen, man weiß nicht recht, wie einem geschieht. Eintauchen, sich ausliefern, ausgesetzt sein: Hingabe und Überwältigung waren seit März 2020 tabu. Am Ende reibt man sich die Augen, weil man in „Yerma“ mit der furiosen Caroline Peters mal wieder einer Frau bei der Selbstzerstörung zusieht – eine Schaubühnen-Tradition. Wobei die Heftigkeit des Ärgers nur die Kehrseite der wiedergewonnenen Intensität darstellt.

Corona bedeutet Kontrolle. Bei der gestreamten Kultur klinkte man sich ein und wieder aus, ging mit Bedacht vor, ließ sich leicht ablenken, war konzentriert und fahrig zugleich. Und irgendwann zwischen den wohldosierten, meist kostbaren realen Treffen merkte man, dass auch der Marktplatz wieder ganz schön wäre, die Zufallsbegegnung, die Überraschung. Deshalb die Wiedersehensfreude bei der Sommer-Berlinale, dem größten deutschen Kulturfestival nach den Lockdowns. „Du hier? Schön, dich zu sehen!“ Und doch vermisste man in den Open-Air-Locations das Ein- und Untertauchen. Die Begeisterung, wieder Filme auf der Leinwand mit größerem Publikum erleben zu können, war von Autosuggestion durchsetzt. Es fehlte das Höhlengefühl.

Das Kino, die Kunst braucht den öffentlichen, aber vor allem den geschlossenen Raum. Wie soll man sich sonst selbst vergessen? Vielleicht ist die Kusama-Ausstellung im Gropius-Bau auch deshalb so beliebt, weil sie genau davon erzählt. Von einer Künstlerin, die seit Jahrzehnten ihre Selbstaflösung und die eigenen Obsessionen thematisiert, indem sie ihren Körper in Myriaden von Punkte zersetzt. Und den Rest der Welt auch.

Wissenschaftler haben in der Pandemie noch ein anderes Höhlengefühl diagnostiziert, das Cave-Syndrom. Viele haben sich eingekistet, fühlen sich mit dem Rückzug ganz wohl. Der US-amerikanische Psychotherapeut Owen O’Kane hat dafür den Begriff der postpandemischen Belastungsstörung geprägt, PPTS als Variante der PTBS, der posttraumatischen Belastungsstörung. Mit ähnlichen Symptomen, diffusen Ängsten, Ohnmachts- und Überforderungsgefühlen, Antriebslosigkeit, Schlafstörungen.

Einsiedlerkrebse sind empfindlich, sie bekommen schnell einen Gruppenkoller. Wehe, die anderen verhalten sich leichtsinnig, halten keinen Abstand oder steigen mal eben in den Billigflieger. Von den Stadionbildern während der Fußball-EM zu schweigen.

So grassiert in diesem Sommer bei aller Erleichterung auch die Wiedereintrittsangst, das Zögern beim Ausgehen, die Scheu vor den anderen, die ja eine Gefahr darstellen könnten, allen Impferfolgen zum Trotz. Das macht sich auch im Kulturleben bemerkbar. Längst nicht alles ist ausverkauft. Veranstalter berichten von verhaltener Nachfrage. Beim Waldbühnenkonzert der Philharmoniker im Juni standen gut 6000 statt sonst 22 000 Tickets zur Verfügung, am Ende kamen 5000. Auch beim Waldbühnen-Abend am 26. August mit Kirill Petrenko in der „Welcome Back“-Woche der Philharmoniker sind noch Karten erhältlich. Das gab es noch nie so knapp vor dem Termin.

Die Psychologin Ramani Durvasula, die an der University of California lehrt und sich mit Persönlichkeitsstörungen befasst, vergleicht das Phänomen mit der Taucherkrankheit. Wer zu schnell aus der Meerestiefe auftaucht, riskiert seine Gesundheit. Wer zu schnell in die alte Normalität zurückkehrt, fühlt sich unwohl beim Ablegen der Hygienemaske und erlebt psychischen Stress. Auch der Soziologe Hartmut Rosa spricht von einer Art „psychophysischer Rekonvaleszenz“, er empfiehlt Geduld beim Wiedererlernen der Interaktion mit anderen Menschen.

Die Zögerlichkeit hat also ihr Gutes. Denn die berühmten vier Fragen von Immanuel Kant taugen in der Pandemie kaum als Richtschnur. „Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Was ist der Mensch?“ Die Wissenschaft ist sich uneins, die Grundlage für Handlungsoptionen umstritten, die Zukunft offen wie nie. Da ist Vorsicht, Umsicht nicht die schlechteste Idee. Sie ist aber auch ein Dilemma. Lasst alle Gewissheit fahren, sagt die Kunst. Wir wollen uns irritieren lassen, uns aber gleichzeitig sicher fühlen, ob im Saal oder open air.

Noch etwas fällt auf dieser Tage bei der Renaissance der Kultur. Es grassiert eine neue Fürsorge. Kaum ist der Theater- oder Kinoabend zu Ende, trudelt eine Mail mit der Bitte um Feedback ein. Wie ist es Ihnen ergangen, dürfen wir um Ihre Meinung bitten? Womöglich handelt es sich bloß um Marketingoffensiven, aber sie passen zum Bemühen zahlreicher Häuser um politische Korrektheit und Diversität. Im Humboldt-Forum begleiten die Kolonialismus- und Rassismusdebatten die Besucher auf Schritt und Tritt, auch anderswo werden identitäts- und erinnerungspolitische Fragen großgeschrieben. Bloß nichts falsch machen jetzt.

Endlich mehr Actionfilme mit Superheldinnen! Endlich dirigiert eine Frau in Bayreuth! Gut so. Und doch fehlt etwas bei all der Achtsamkeit. Kunst kommt nicht von Korrektheit. Wenn sie etwas taugt, pfeift sie auf die Regeln.